

Maurice de Martin - Fahnenmasten

(Auszug aus dem Buch „Der schwierige Boden“)

In den vergangenen Jahren habe ich in Mittelsachsen mehr Reichskriegs- und Deutschlandflaggen gesehen als je zuvor in meinem Leben. Das Phänomen ist mir nicht völlig neu. Während der Pandemie fuhr ich viermal pro Woche mit meinem kleinen Leasingflitzer von Charlottenburg aus quer durch Berlin zur Autobahn Richtung Rüdersdorf, wo ich in einer psychiatrischen Klinik als pandemischer Notfall-Musiktherapeut arbeitete. Schon am Stadtrand, in den Schrebergartenkolonien, sah man sie: Reichsbürgerflaggen, demonstrativ auf möglichst hohen Masten gehisst, vermutlich hoch genug, damit klar ist, wer hier neben den ganzen Schrebergarten-Neumieter aus dem Westen eigentlich das Sagen hat.

Was im Berliner Speckgürtel noch wie eine Randerscheinung wirkte, erscheint hier deutlich normalisierter. Die Flagge fungiert nicht als Dekoration, sondern als Grenzmarkierung. Sie sagt: Dieses Stück Boden gehört zu einem bestimmten Deutungsregime.

Besonders eingeprägt hat sich mir eine Szene in einem Dorf mit dem schönen Namen Frankenstein. Meine Frau und ich waren dort unterwegs, um für ein Musikprojekt nach möglichen Teilnehmerinnen zu recherchieren. Wir parkten vor der Anschlagtafel des Bürgermeisteramtes, um einen Aushang anzubringen. Im Hintergrund, auf einem außergewöhnlich gut gepflegten Umgebinderhof im sorbischen Stil, stand gerade ein Mann etwa Anfang 70, untersetzt, mit rundem Gesicht und militärischem Kurzhaarschnitt, an einem Fahnenmast – in sächsischen Landesfarben grün-gelb umrandet, so hoch wie ein oberbayerischer Maibaum.

Der Mann war im Begriff, eine Flagge zu hissen, größer als jede, die ich zuvor in der Umgebung gesehen hatte. Sie erinnerte mich in ihrer Dimension an jene monumentalen Flaggen in der Türkei, oder an der demilitarisierten Zone zwischen Nord- und Südkorea – weniger als Zeichen, mehr als Machtdemonstration aus sicherer Entfernung: von da, wo es alle sehen, aber trotzdem niemand etwas dagegen unternehmen kann. Die Flagge war dunkeltarngrün, fast schwarz, in der Mitte prangten zwei riesige strahlend weiße SS-Runen. Der Mann trug ein Tarn-Outfit im historischen Feldgrau, aus einem Ghettoblaster auf einem maßivhölzernen Biertisch dröhnte Marschmusik.

Auf der Heimfahrt sagte ich zu meiner Frau, dass ich das bemerkenswert fände, dass offenbar niemand im Dorf etwas dagegen unternahme, dass da einer in aller Öffentlichkeit in solcher Dimension wagt, verbotene Symbole aufzuziehen. Ob man nicht zumindest mal die Polizei darüber informieren sollte? Ihre Antwort war knapp: „Der größte Schuft im ganzen Land ist der Denunziant!“ Außerdem könne

man davon ausgehen, dass die Polizei sehr wohl darüber Bescheid wisse. Auf dem Land gebe es Netzwerke durch alle Funktionen hindurch. Vielleicht fänden die das sogar gut. In solche Wespennester solle man besser nicht stechen.

In unmittelbarer Umgebung zu unserem Hof gibt es einen Landwirt, der je nach Laune entweder die DDR-Version der Deutschlandflagge mit Hammer und Ährenkranz oder eine Reichsbürgerflagge hisst. Man sagt, an der gehissten Fahne könne man seine aktuelle Stimmung ablesen. Mal Ostalgie, mal Reichsphantasie. Eine ideologische Wetterstation.

Nun ist es nicht so, dass ich ein ausgesprochener Flaggenfreund wäre. Rein ästhetisch bevorzuge ich die italienische oder französische Nationalflagge vor der Deutschen; besonders gelungen finde ich die japanische. Aber dieser großstädtische Reflex, das Hissen der Deutschlandflagge per se für suspekt zu erklären, erscheint mir ebenso mechanisch wie ihr demonstratives Dauerhissen.

Wenn Angestellte des öffentlichen Dienstes in westdeutschen Kleinstädten aus Empörung die Deutschlandflagge von Verwaltungsgebäuden reißen, deren Institutionen zugleich ihren Beamtenstatus sichern, wirkt das weniger subversiv als ritualisiert. Auch das ist eine Form symbolischer Territorialisierung – nur mit umgekehrtem Vorzeichen.

Eigentlich sollte das Aufhängen von Landesflaggen belanglos sein. Es ist es jedoch nicht. Deshalb stellt sich für mich weniger die Frage, ob man sie hisst, sondern in welchem symbolischen Klima.

In einem Milieu wie Berlin-Kreuzberg etwa, wo Multikulturalität als alternativlose Selbstverständlichkeit inszeniert wird, könnte das dezidierte Hissen einer Deutschlandflagge auch eine Form von Dissidenz darstellen. Nicht als Bekenntnis, sondern als Konterkarierung einer gut verinnerlichten Routine. Wenn zu viele ins gleiche Horn blasen, regt sich bei mir ein Impuls, genau das Gegenteil zu tun.

Ein Fahnenmast ist nie nur ein Mast. Er ist ein vertikaler Anspruch auf Diskurshoheit.

Hier in Sachsen hingegen signalisiert die Deutschlandflagge häufig eine demonstrative Abgrenzung gegen alles, was nicht von hier ist. In diesem Kontext wäre es beinahe folgerichtig, im eigenen Garten eine überdimensionierte Regenbogenflagge zu hissen – nicht aus identitärer Selbstvergewisserung, sondern als diametrale Spiegelung derselben Geste.

Unweit von hier, in einem kleinen, bemerkenswert schmucken Ort mit offenbar progressivem Bürgermeister, stehen auf dem Marktplatz zwei wunderschön renovierte klassizistische Häuser. Das eine beherbergt den örtlichen Jugendclub. Die gesamte Fensterfront ist mit transinklusive

Regenbogenflaggen des vorletzten Farben-Updates verhängt. Direkt daneben steht das Haus der heimatlichen Vereine. Dessen Fenster sind durchgängig mit Deutschlandflaggen geschmückt.

Ich fragte die Geschäftsführerin örtlichen Regionalladens, wie das funktioniere. Sie erklärte, das sei nur deshalb kein Problem, weil der Sohn den Jugendclub leite und der Vater das Vereinshaus. Beide spielten in derselben örtlichen Blaskapelle. Diese sei mehrfach preisprämiiert und ständig international unterwegs. Die Ausflüge seien eine gute Möglichkeit, mal rauszukommen.

Der Dirigent dieser Kapelle ist ein pensionierter Richter, von allen hoch geachtet und auch gefürchtet – weniger wegen seiner Rechtsprechung, als wegen seines kompromisslosen Einsatzes für die lokale Blasmusik. Er ist bekannt dafür, bei Reibereien in der Bürgerschaft schnell und hart durchzugreifen. In der Vergangenheit habe er schon die halbe Kapelle vor die Tür gesetzt. Seitdem wisse man, dass es klüger sei, das diskursive Schwert an der Proberaumtür abzustellen.

Und da die Kapelle wie für alle anderen auch für Vater und Sohn wichtiger ist als jede symbolische Frontstellung, achten sie sehr penibel darauf, dass ihre Läden ruhig bleiben.

So herrscht auf diesem Marktplatz eine Art Burgfrieden. Keine ideologische Versöhnung, sondern Prioritätensetzung: erst die Musikprobe, dann die Weltanschauung.

Ich frage mich, ob in einer Stadt wie Berlin so eine fast schon demokratisch anmutende Koexistenz von Regenbogen- und Deutschlandfahne ohne permanentem Straßenkampf und brennenden Barrikaden überhaupt denkbar wäre.